

Neue Rundschau

Hans Blumenberg alias *Axel Colly*.

Frühe Feuilletons (1952-1955)

Hg. Von Alexander Schmitz und Bernhard Stiegler

129. Jahrgang 2018, Heft 4

Der Student in Zeitnot

Wird die deutsche Universität zur „gehobenen Berufsschule“? – Wir brauchen weltoffenen, verständnisfähigen Führungsnachwuchs und nicht „Spezialisten“. – Die Gefahren des reinen Zweckstudiums

Unter der Überschrift „Köpfe oder Zyklotrone?“, brachten wir in unserer Ausgabe vom 10. April 1954 einen Aufsatz von Dr. Hans Blumenberg über die Situation der deutschen Universität. Während in diesem ersten Teil der allgemeine Notstand der Hochschule untersucht wurde, beschäftigt sich der Autor in seinen heutigen Darlegungen mit der Lage und der Einstellung des deutschen Studenten zur Universität. Seine Ausführungen scheinen uns von besondere Aktualität und Wichtigkeit zu sein.

Den Studenten in der Notzeit, seinen Mut zum fast Unmöglichen, seine Unbeirrbarkeit, seine Findigkeit in jederlei Art von Selbsthilfe, haben wir alle bewundert. Der Student in der Zeitnot scheint sehr viel beirrter und hilfloser zu sein, und mit ihm und durch ihn die Universität in jedem Versuch, dem Verfall in eine gehobene Berufsschule zu entrinnen. Denn immer wieder erhebt sich die Zeitnot des Studenten als Einwand, wenn Pläne zu einer tieferen und breiteren Fundierung der Fachstudien erörtert werden. Aber der Student in seiner Zeitnot ist ja keine Ausnahmerecheinung, er ist nur ein Spezialfall des Menschen, der „keine Zeit hat“, den wir heute überall antreffen und der wir selbst sind. Nicht zuerst also in der Form des Studiums und in den Anforderungen, die an ihn gestellt werden, sollten wir die Gründe für die Zeitnot des Studenten suchen, sondern in ihm selbst als unserem Zeitgenossen, sprich Zeitnotgenossen.

Der Student sollte sich aber nicht damit begnügen, nur ein Spezialfall des Zeitnotgenossen zu sein. Er sollte wieder der Revolutionär werden, der er immer und überall gewesen ist – freilich nicht am falschen Ort, sondern dort, wo wirklich etwas zu revolutionieren ist. Die größte Revolution, die in unserer Zeit durchgeführt werden könnte, wäre eine Rebellion gegen die Diktatur der Zeitnot. An den 17 Universitäten, 7 Technischen Hochschulen und 41 sonstigen Hochschulen der Bundesrepublik studieren etwa 120'000 Studenten. Es sind die Leute, die in vielerlei Positionen einer ganzen Generation „das Tempo angeben“ werden, die in weithin sichtbaren Stellungen vormachen könnten, wie und wofür man „sich Zeit lässt“. Der ängstliche Kleinmut, nur keine Zeit zu verlieren, der den heutigen Studenten bestimmt, verheißt eine Generation der Verklemmung, der jene Gelassenheit fehlen wird, die von Souveränität über den Andrang des Stofflichen zeugt.

Das an unseren Universitäten überall greifbare Symptom dieser Zeitnot ist die geistige „Angina“, jene Enge, die eine ängstlich-pedantische Ökonomie des „wirklich Notwendigen“ treibt, oder treiben zu können glaubt. Der Student steht vor den schwarzen Brettern seiner Fachinstitute an, um nach detaillierten Studienplänen und Examensbedingungen Ausschau zu halten, die ihm überflüssige Versuche und eigenes Abtasten der gegebenen Möglichkeiten ersparen sollen. Aber, so verblüffend es klingen mag, diese ökonomische Manie führt tatsächlich und im Effekt zu jener Hypertrophie des Überflüssigen, zum grotesken Vollständigkeitswahn, zur beschäftigten Ratlosigkeit, die man heute unter der Studentenschaft auf Schritt und Tritt wahrnimmt.

Mangel an Konzentration

Dass wir alle keine Zeit haben, steht in einem krassen Missverhältnis zu dem Unmaß an Zerstreuungen aller Art, die wir konsumieren und mit denen wir uns die Zeit vertreiben. Freilich, diese Zerstreuungen tarnen sich hinter dem Vorwand dringlicher Anliegen und Lebensaufgaben. Von geschickten Managern

vorgetragen, bestürmt das Angebot der „Nebendinge“ den Studenten, der etwa mit großem Aufgebot studentische Selbstverwaltung betreibt, in der „Selbstverwaltung“ seines Studiums aber versagt und so die Chance der echten akademischen Freiheit, die er organisatorisch verfiucht, persönlich verspielt. Seine Zeitnot ist die Kehrseite einer zeitverschleudernden, zutiefst „zerstreuten“ Lebensform. Es ist eine alltägliche Erfahrung, dass das Geheimnis der seltenen Menschen, die immer Zeit zu haben scheinen, in der Fähigkeit zur Konzentration liegt. Der heutige Student muss so auffallend viel arbeiten, weil es ihm an dieser Fähigkeit fehlt. Das fängt in der Vorlesung an, wo der Dozent auf dem Katheder kaum je das Gesicht seiner Hörer zu sehen bekommt, weil diese gebeugten Hauptes ihre Kolleghefte füllen – der Fleiß des emsigen Mitschreibens lässt ihnen den Mangel konzentrierten Mitdenkens und Nachvollziehens überhaupt nicht zum Bewusstsein kommen.

Zugleich tritt hier aber auch ein weiterer Defekt des heutigen Studenten zutage: sein tief wurzelnder Mangel an Mut. Der Furor des Mitschreibens ist mit einem heimlichen Versicherungsdenken verschwistert, dem die eigenen geistigen Fähigkeiten der Vergegenwärtigung zu ungewiss sind, als dass man ihnen nicht das Schwarz-auf-Weiß vorziehen sollte. Das kommt ganz besonders deutlich in der Kritik an Dozenten und ihren Vorlesungen heraus, denen vorgeworfen wird, sie seien zu schwer verständlich, didaktisch zu rücksichtslos auf die Voraussetzungen, die der Hörer mitbringt. Für frühere Generationen war es selbstverständlich, dass man im ersten Semester von einer Vorlesung nur wenig und später zunehmend mehr verstand und keine „pädagogische“ Rücksicht verlangen konnte. Für den heutigen Studenten gilt das Wort von Novalis: „Die meisten Menschen wollen nicht eher schwimmen, als bis sie es können.“ Was ist das im Grunde wiederum anderes als ein Missverständnis der akademischen Freiheit, die so viel beschworen und so wenig praktiziert wird.

Rückzug vor den großen Fragen

Dass die elementare, oft bis zur Verzweiflung drängende Wucht der „großen Fragen“ gegenüber der unmittelbaren Nachkriegszeit bei der studentischen Jugend nachgelassen hat, wird nur derjenige negativ bewerten dürfen, der solcher geistigen Not wirkliche Antwort geben zu können glaubt. Der Studentenschaft konnte die Verlegenheit nicht entgehen, in die die Universität angesichts solcher Fragen geriet, und das Ergebnis ihrer Enttäuschung war der Rückzug auf die „kleinen Fragen“ des Fachstudiums. Auch andere Formen des „Ausweichens“ haben sich – im buchstäblichen Sinne – „gefunden“, und solche Renaissance verwester Herrlichkeiten hat so viel Streit hervorgerufen, dass manche schon glaubten, es handele sich um wirkliche Lebendigkeit. Doch wieder gilt: wer Vorwürfe erhebt, übersieht die Verlegenheit, die all dem zugrunde liegt – und wer darum verlegen ist, sein Dasein aus Eigenem zu gestalten, greift in den Fonds des Schon-dagewesenen, ergreift vor allem die Hand der Generation, die doch schließlich auch „alles überstanden“ hat und nun den Jüngeren nicht nur ihr Ideal und Ritual, sondern auch die Mittel dazu anbietet, beides zu restaurieren. Von Mut kann dabei nicht die Rede sein, aber es ist der leichteste Weg und so unvermeidlich wie alles Nächstliegende.

Die fachliche Verengung des Studiums hat die Universität neutralisiert. Sie wird auf absehbare Zeit nicht mehr zum Herd geistiger Unruhe werden. Man sollte das nicht vorschnell bedauern. Zwar wird auch der „Fachmann“ im negativen Sinne in großen Zahlen erzeugt werden; aber seine Begrenztheit ist immer noch ungefährlicher als wuchernde Dynamik fragwürdiger „großer Ideen“ und intellektueller Kurzschlüsse. Die fundierte Beherrschung der methodischen und sachlichen Elemente innerhalb eines begrenzten Faches führt nicht nur zu Diplom und Brot, sondern enthält auch formende Kräfte, die vielleicht erst lange nach dem Studium zur Geltung kommen. Sachlichkeit, Blick für das real Gegebene, Übersicht über verfügbare Möglichkeiten, Voraussicht gegenüber großen Ansprüchen – das sind zwar nicht immer die Tugenden einer kühnen Elite, aber doch notwendiger Baustoff der Gesellschaft. Hinter vielen falschen Ansprüchen an den Studenten steckt die absurde Vorstellung von einer Hunderttausend-Mann-Elite.

DAS EXAMEN – ABGOTT UND DÄMON

Das Examen ist in mehr als einem Sinne die „Prüfung“ des Studenten. Beherrscht er sein Denken vom ersten Semester an, reguliert es jeden seiner Schritte, ist es der Abgott, dem er in bigotter Kalkulation

alles andere aufopfert und den er im Winkel seines Herzens zugleich blasphemisch lästert – dann ist er durch die Prüfung gefallen, auch wenn er „das Examen“ bestehen sollte. Das Examen wird heute im Namen der Freiheit viel geschmäht; und doch ist es, gerade wegen seiner echten und notwendigen Funktion im Körper der Hochschule, gar nicht wegzudenken. Man kann das sagen und selbst die Funktion des Examinators hassen. Das Examen ist ein einzigartiger Faktor der Konzentration: ein oder zweimal im Studiengang sich ganz „zusammennehmen“ zu müssen, auf Ausflüchte und Vorwände verzichten, Vermögen und Ausdruck in ein genaues Verhältnis zwingen – das ist doch ein Modell entscheidender Situationen des Lebens selbst. Entscheidend aber ist, dass es nicht nur Anlass zur Prüfung des Examinanden, sondern auch zu immer erneuter Selbstprüfung des Examinators ist, der hier oft zum ersten und einzigen Male dem stummen Hörer gegenüber sitzt und das in vielen Vorlesungsstunden Vermittelte nun verwandelt, oft entstellt zu sich zurückkehren sieht. Nirgendwo wird heute noch vom Kothurn selbstbewussten Wissensbesitzes herab geprüft; das Examen stellt auch den akademischen Lehrer stets erneut vor die Besinnung auf seine Möglichkeiten. Die Korrektur der Vorstellungen vom Examen wäre eine der wichtigsten Aufgaben, die von der Selbstgestaltung der Studentenschaft zu lösen wären. Oft zeigt sich dem erstaunten „Arbeiter“ zu spät das Versagen seiner „Ökonomie des Notwendigen“. Und gerade deshalb sollte das Examen nicht leichtfertig den Reformhyänen zum Fräße vorgeworfen werden, denn allzu leicht könnte sonst eine Sperre ausgebaut werden, die für viele das einzige und letzte Kriterium dafür ist, ob mit ihrer Auffassung der akademischen Freiheit alles in Ordnung gewesen sein kann.

Auf die Wurzel studentischer Gegenwartsprobleme führt wohl die Frage, ob der Student wirklich weiß, was die Wirklichkeit seiner beruflichen und menschlichen Zukunft von ihm verlangt. Kürzlich hat ein Gespräch führender Unternehmer über die Vorstellungen der Wirtschaft von ihrem Führungsnachwuchs verblüffend gezeigt, welche Differenz zwischen diesem Anspruch und der Idee des Studenten von den Anforderungen seiner Zukunft besteht. Die Wirtschaft hofft auf den weltoffenen, über sein Fach hinausblickenden, verständnisfähigen Menschen; ihm wird alles andere dazugegeben werden. Der Student sieht vor sich ein hochdifferenziertes Funktionssystem, in dem er eine genau abgrenzbare Rolle zu übernehmen hat. Er sieht den Bereich des Wissens isoliert, und übersieht die Welt, der dieses Wissen dienen soll. Hier müssen ganz neue Wege gefunden werden, um nicht nur das Wissen, sondern auch die Welt so rechtzeitig an den Studenten heranzubringen, dass er Wissen und Welt wieder in das rechte Verhältnis zu setzen vermag. In dieser Sache ist die Universität allein ohnmächtig, wenn sich nicht die großen Mächte der Zeit, voran Wirtschaft und Staat, wirklich aufrichtig mit ihr verbünden, auch wenn noch nicht die nächste Bilanz, der nächste Wahlkampf den Ertrag beurkunden.

Hans Blumenberg

Düsseldorfer Nachrichten vom 12. Juni 1954